

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 4

Artikel: Arnold Ott : Erinnerungen und Bemerkungen [Schluss folgt]
Autor: Haug, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

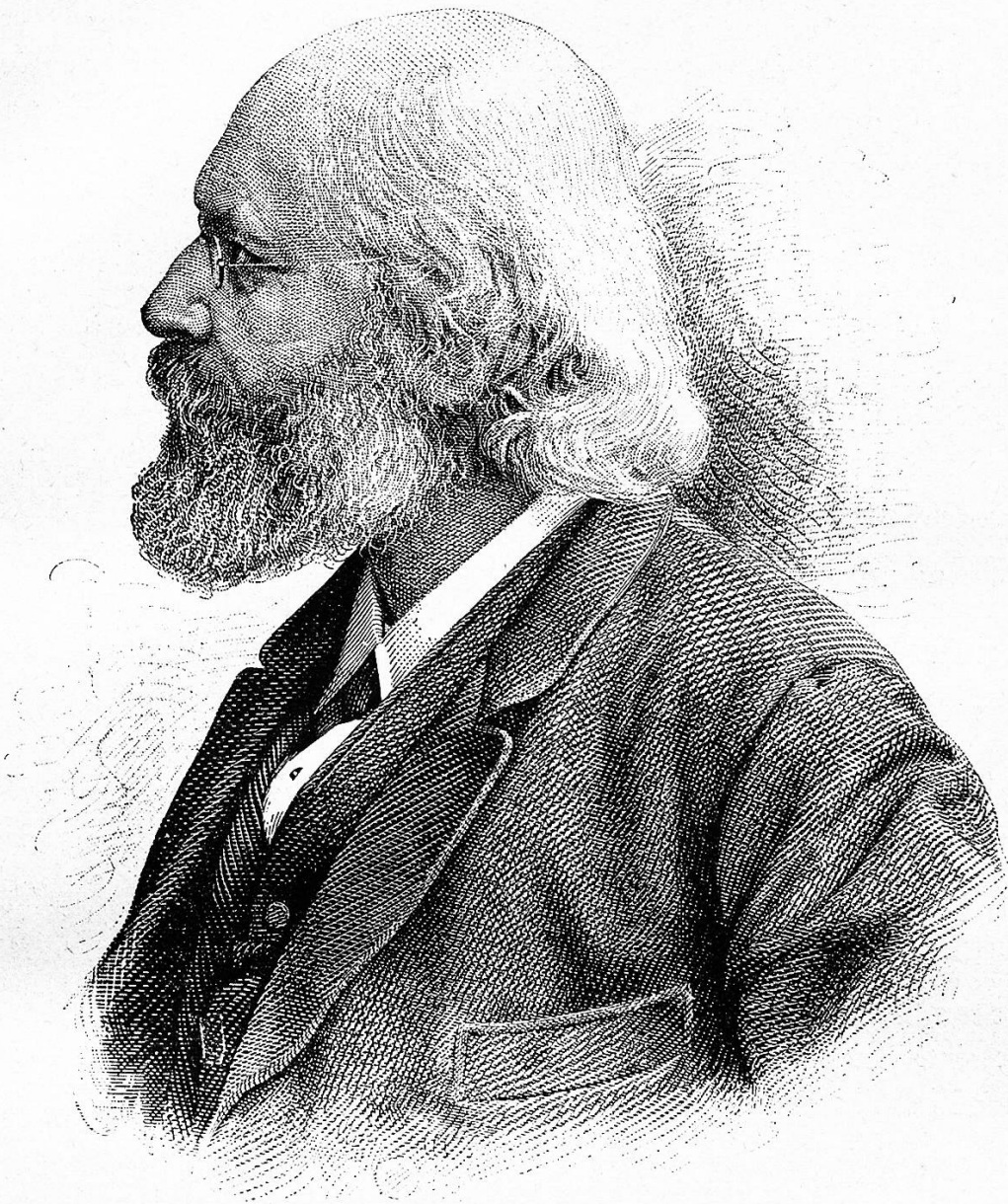
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Arnold Ott.

Erinnerungen und Bemerkungen von Prof. E d u a r d H a u g.

„Wildes, guter, edler — wie nenn' ich ihn?“

Über Arnold Ott zu schreiben, war zu seinen Lebzeiten eine fihlige Sache. Raum einer konnte es ihm zu Dank machen; ein einziges Wörtchen, daß ihn zum Widerspruch reizte, konnte ihm eine ganze Kritik voll Lob und Anerkennung vergällen. Legte man gar die kritische Sonde etwas tiefer an und erlaubte sich Aussetzungen, so entlud sich ein Donnerwetter über den kritischen „Schulmeister“. Verbittert durch schlimme Erfahrungen von oberflächlicher, unfähiger, böswilliger Kritik, vermochte sein ungestümes Temperament und sein ohnehin nicht zu sorgfältiger Abwägung bestimmter Geist die Kritik nicht mehr zu ertragen, ein Fehler,

der in Verbindung mit dem völligen Mangel der Neigung zur Selbstkritik viel dazu beitrug, daß Ott ein Dichter ohne Entwicklung geblieben ist, wovon freilich der Hauptgrund der Umstand war, daß der Dichter erst im späten Mannesalter seine Dichterlaufbahn begann.

Des Dichters Freunde gingen daher meist mit einer gewissen Bangigkeit daran, ein neues Werk Arnold Ott's zu besprechen, und andere, Fernerstehende, ließen am liebsten die Finger davon oder klopften nun erst recht auf den Dichter los — je nach Sinnesart und Temperament. Man darf wohl sagen, daß die Berufskritik ihm theils gleichgültig, theils wenig wohlwollend gegenüberstand, was wieder ihn zu gesteigerter Geringschätzung und bitterer Verhöhnung der Kritik reizte.

Heute ist Arnold Ott tot und kann dem, der von ihm spricht, keine Szene mehr machen, und doch ist es immer noch eine fitzlige und schwere Aufgabe, von ihm zu sprechen, wenn man ihm wirklich gerecht werden will. Die meisten Nekrologe — es waren auch viele falsche Tatsachen in ihnen enthalten — machten es sich leicht. Sie rühmten mit ein paar Phrasen den toten Dichter und sagten, mit dem lebenden sei nicht gut Kirschchen essen gewesen; seine Werke maßen sie nach der Schablone, was sie am wenigsten vertragen, erkannten schließlich sein hohes Streben an, meinten aber, der Erfolg habe dem nicht entsprochen.

Gerade bei Ott aber muß man tiefer graben, muß ihn als Mensch wie als Dichter durchaus individuell erfassen und begreifen, nicht etwa wegen Kompliziertheit seiner Natur — er war vielmehr eine sehr einfache Natur, eine Feuerseele, dies Bild dürfte am bezeichnendsten sein —; aber gerade diese Einfachheit seines Wesens erschwert die gerechte Erfassung seiner menschlichen und dichterischen Eigenheit: Wer ihn richtig beurteilen will, muß wohl wissen, aus welchen Fehlern seine Tugenden keimten, und muß ihm jene ob dieser verzeihen können — dem Menschen wie dem Dichter.

Die folgenden Ausführungen wollen nun nicht heute schon eine abschließende, sorgfältig abgewogene kritische Würdigung des Dichters Ott und seiner Werke geben — ich glaube, gerade bei ihm ist es nötig, erst mehr zeitlichen Abstand von ihm zu gewinnen, einmal wegen seiner eigenartigen Persönlichkeit, dann aber auch wegen der Art seiner Kunst, die nicht eine Kunst nach dem Geschmack der Ästhetiker unserer Tage ist. Das allerdings glaube ich jetzt schon sagen zu können, daß er, nach meiner Meinung, von der zünftigen Kritik vernachlässigt und bedeutend unterschätzt worden ist, und daß spätere Zeiten seinen Namen und einen Teil seiner Werke noch kennen und schätzen werden, wenn längst von solchen nicht mehr die Rede sein wird, denen man heute eingehende Beachtung und ein volles Maß des Ruhmes schenkt. Und daß er einer der wenigen ist, die aus unserem

Nationalcharakter heraus bleibende Werte schweizerischer Dichtung geschaffen haben.

Ich will jetzt nur ein Bild Arnold Otts geben, wie es mir in der Erinnerung lebt, ihn als Menschen und als Dichter verstehen lehren und ihn so helfen, seinem Volke lebendig erhalten — „nichts verblindet und nichts verwirrt, nichts verzierlicht und nichts verkriecht“; er hätte es ja selbst nicht anders haben mögen! Mehr als 20 Jahre engen persönlichen und schriftlichen Verkehrs mit ihm geben mir vielleicht ein Recht dazu.

Es war im Sommer des Jahres 1888. Ich fuhr als junger, seit einigen Jahren am Schaffhauser Gymnasium wirkender Deutschlehrer auf dem Dampfboot von Schaffhausen aus den Rhein hinauf und freute mich der intimen Reize der lieblichen Uferlandschaft. Da wurde mir ein Herr vorgestellt, dessen Äußeres schon Ungewöhnliches verhieß und großes Selbstbewußtsein verriet: Auf einem stattlichen, mit großer Nonchalance sich bewegenden Körper mittlerer Größe saß ein schöner, interessanter Kopf mit gewaltigem Schädel, hoher Stirn, blizenden Augen, energischer Nase, schwellendem Mund, wallendem, schon stark grau werdendem Haupthaar, kurzem Vollbart und lebhaftestem Mienenspiel. Es war Dr. Arnold Ott. Mich scharf ins Auge fassend, sagte er mir, er sei Arzt — darauf war er immer stolz, so wenig er sonst von den Ärzten hielt — habe aber auch zwei Dramen gedichtet; es sei ihm gesagt worden, daß ich mich besonders für dramatische Dichtung interessiere, und er frage mich nun an, ob ich geneigt sei, jene Dramen zu lesen und zu beurteilen. Ich sagte Ja und plauderte noch ein wenig mit ihm. Schon das kurze Gespräch zeigte mir einen reichen Geist von unverkennbarer Originalität, und so war ich um so mehr auf seine Dichtungen gespannt, als man mir indessen den Mann als den wahrhaftigen Gottseibeins geschildert hatte.

Die Dramen kamen — es waren „Konradin“ und „Agnes Bernauer“ — und ich erstaunte ob der Kraft und Originalität der Sprache, der reichen Fülle der Bilder, dem Sinn für das Dramatische, dem Sinn auch für das Theatermäßige und Bühnengerechte. Die Freude des Dichters war groß, als ich ihm — mit einigen Vorbehalten — meinen Beifall spendete. Sofort pflegte er mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens weiteren Verkehr mit mir. Die Freundschaft, die daraus entstand, hat durch 22 Jahre festgehalten, allen Stürmen zum Trost, die das dramatische Temperament des Dichters über sie heraufbeschwor. Sie war — wie auch das Leben Ott's in seiner Familie — reich an Konflikten und Katastrophen, an Schuld und Sühne, war erhebend und demütigend und oft nahe daran, als Trauerspiel zu enden. Wochenlang weilte der Dichter nicht selten als Gast in meinem Hause, und bald merkten ich und meine Frau, daß Freud und Leid, Genuß und Verdruß eng mit diesem Gaste verbunden seien.

Ott war als Gast nicht leicht zu haben. Wohl freute man sich auf sein Kommen und die reichen Genüsse seines geistvollen Umgangs; aber immer war doch dem ganzen Hause zugleich etwas bang vor den möglichen Explosionen, und wenn er ging, atmete man tief auf. Das ganze Haus mußte nämlich nach dem Gaste sich richten, und sein selbstherrliches Wesen machte dies nicht leicht. Er verlangte die Dienste aller und glaubte sich berechtigt, Rechenschaft zu fordern, zu wettern und zu donnern, wenn eine Türe nicht ganz sanft zugemacht wurde, zu räsonnieren, wenn das Essen ihm nicht behagte, und wenn er schlafen wollte, sollte kein Mäuschen im Hause sich regen; auch sollte man während seiner Anwesenheit mit keinem Menschen sonst Verkehr haben, namentlich nicht mit solchen, die ihm mißliebig waren, und deren war Legion. Er hielt das alles für ganz selbstverständlich; hatte man doch die Ehre und die Freude, ihn zu beherbergen. Es war dies nicht bewußtes, selbstüberschätzendes Raisonnement der Eitelkeit, sondern die Naivität eines großen Kindes. Und darum konnten ihm auch die, die ihn wirklich liebten, nicht böse ob jener Schwächen sein, zumal er selbst unter den Konflikten, die sich etwa daraus ergaben, stark litt. Immerhin hat ihn seine Art manche Gastfreundschaft gekostet.

Es war überhaupt mit Ott wegen seines explosiven Temperaments schwer zu verkehren. Man mußte es förmlich gelernt haben. Er konnte fast im selben Augenblick einen umarmen und küssen und einen verdonnern und verschimpfen. Sein Wesen war selbstherrlich, und er verlangte viel von denen, denen er sich schenkte. Die ihn liebten, sollten sich an seinen Wagen spannen; ihre Dienste nahm er als etwas Selbstverständliches an und hielt sich berechtigt, Rechenschaft zu fordern. Kein Wunder, daß nur ganz wenige Freunde auf die Dauer mit ihm auskamen, und auch diese nicht, ohne ihm zu liebe manchmal etwas von der eigenen Würde zu opfern. Denn im Zähzorn konnte er die treueste Treue und die aufopferndsten Dienste vergessen. Nachher aber drängte ihn auch sein starkes Gerechtigkeitsgefühl, sein Unrecht wieder gut zu machen, wenn dies auch oft unausgesprochen geschah. Und fest hielt er zu denen, deren Treue er erprobt hatte und die bei ihm aushielten; sie ließ er tief in sein großes und heißes Herz, in das reiche und starke Leben seines Geistes schauen. Jeder dieser paar Getreuen bewahrt darum auch die Erinnerung an weihewolle Stunden höchsten geistigen und seelischen Genusses in seiner Gesellschaft, Stunden, die manche andere, weniger schöne Stunden weit aufwogen.

Der Kern seiner Seele war überaus weich, wie schon seine Liebe zu den Kindern und die Tatsache, daß er keinem Tierlein das mindeste zu leid tun konnte, beweisen. Aber wie um diesen weichen Kern zu schützen, verbarg er ihn vor der Welt, indem er ihn in eine grobe und stachelige Schale hüllte. So konnte er wettern und fluchen, während seine Seele weinte.

Das Leben und die Menschen reizten ihn immer zum Widerspruch, weil er immer nur den Kontrast zwischen der Wirklichkeit und seinen Idealen fühlte. Und dann konnte er grob sein und schimpfen wie ein Stallknecht oder auch mit ätzender, vernichtender Schärfe des Witzes loslegen. Immer aber rücksichtslos. Oft übermütig. Namentlich wenn er einen guten Witz auf der Zunge hatte, mußte er heraus, und wenn es ihm das Leben gekostet hätte. Das hat ihm viele Feinde gemacht und manchen Freund geraubt. Schuld oder Unschuld des Getroffenen abzuwägen, war nicht seine Sache; aber ehrliche Entrüstung war immer der Grund seines Hiebes und Stoßes. Sahte man sich zur Wehre, so schloß er seine Ausfälle mit einem Kraftwort ab und wandte verächtlich den Rücken, wenn es schwächlich geschehen war; mußte ihm aber einer wieder mit Hieb und Stoß zu dienen, so konnte er seine Freude daran haben, und dann fiel Streich auf Streich wie in einem Schlägerduell, und er empfand für den Augenblick Achtung vor dem Gegner. Wie viele er sich zu Feinde machte, kümmerte ihn nicht:

„Wenn mit Stich und Stoß die vielen
Feinde nach der Brust dir zielen,
Laß den starken Spruch dich lehren:
Viel der Feinde, viel der Ehren!“

Leider ließen viele Leute diese ungebärdige Art des Menschen Ott auch den Dichter Ott büßen.

Wenn Ott guter Laune war und es äußerlich behaglich hatte, war er ein prächtiger Gesellschafter und Unterhalter, beredt, geistreich, witzig, gemüthlich, immer anregend, allerdings sehr häufig auch zum Widerspruch, was dann der Unterhaltung verhängnisvoll werden konnte. Am liebsten sprach er sich in seinen guten Jahren in die späte Nacht hinein, bei einem Glase Wein (er war überaus mäßig) oder einer Tasse Tee oder Kaffee und einer kleinen Zigarre, die er sich immer wieder aus seinem Glase beseuchtete und die, da sie jeden Augenblick ausging, mit Hilfe von ein paar Duzend Bündhölzchen für den längsten Abend ausreichte. Aber auch beim Essen unterhielt er sich gern; denn er aß so langsam, daß sein stundenlanges Essen zum Schrecken der Hausfrauen wurde.

Wenn er schlecht gelaunt war, was im Handumdrehen geschehen konnte, besonders wenn ihm seine ökonomischen Sorgen einfielen, so geriet er in eine arge Schimpferei, die seine Unterhaltung recht ungenießbar machte. Verwandte, Freunde und Feinde mußten dann herhalten. Nur gegen seine Frau habe ich ihn nie das leiseste Wörtchen sagen hören. Als mir einmal solch ein Geschimpfe zu dick wurde, unterbrach ich ihn mit den Worten: „Sag' nun doch auch einmal etwas Gescheides!“ Er wollte aufahren, sah mich aber dann scharf an und sagte endlich lachend: „Recht

häscht, grobe Schwob! Lönd mir die dumme Hünd!" und dann sprach er von literarischen und geschichtlichen Dingen in der interessantesten Weise.

Ott war ein überaus reich- und feingebildeter Mann. Besonders in Literatur und Geschichte, Ästhetik und Philosophie war er zu Hause. Er hatte ungemein viel gelesen — seine große und außerlesene Bibliothek zeugt davon — und las bis zu seiner Krankheit immer noch fleißig. Sein beweglicher, rasch sich orientierender Geist gab ihm sofort die großen Gesichtspunkte und ein fabelhaftes Gedächtnis ließ ihn auch die Einzelheiten festhalten. Das machte ihn zu einem vortrefflichen Verfechter seiner Meinung und zu einem gefährlichen Opponenten.

Über alles hatte er sein selbständiges, klares und originell gefaßtes Urteil — freilich immer ein Temperamentsurteil, an das anknüpfend, was ihm vor allem an einer Sache gefiel oder mißfiel oder gerade im Vordergrund seines Interesses stand, alles andere in seiner Beurteilung für den Augenblick beiseite lassend. Es fehlte ihm die Möglichkeit einer alles im Auge behaltenden, sachlich ruhig abwägenden Betrachtung. Darum gab es auch für ihn nur schwarz oder weiß, und darum konnte er über manche Dinge heute so und morgen gerade entgegengesetzt urteilen. Oft aber traf er auch in seiner raschen Art den Nagel auf den Kopf.

Ott kannte die Weltliteratur, konnte aus Homer, Aeschylus, Dante, Petrarca, Molière, Shakespeare, Byron, Goethe, Schiller und Grillparzer zitieren. Von deutschen Dichtern sagte ihm wegen seines Pathos und seines dramatischen Feuers besonders Schiller zu, den er für den größten hielt. Goethe bewunderte er, aber er liebte ihn nicht. Schon weil es ihm im Leben so gut gegangen war!

„Es ist nichts schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von guten Tagen.
Dies Wort ist von Goethen,
Der nie war in Nöten.
Die sich durch Kämpfe und Sorgen schlagen,
Können sie desto leichter ertragen!“

Das war persönlichste Note. Weil Ott selbst mit des Lebens Nöten und Widerwärtigkeiten zu ringen hatte, gehörte seine Sympathie denen, die dasselbe Loos zu erfahren gehabt hatten: Schiller, Kleist, Grillparzer. Letzteren hielt er hoch wegen der seelischen Tiefe seiner Dichtungen. Von einer Abneigung gegen Hebbel — wie sie von anderer Seite behauptet wird — habe ich nichts bemerkt. Otto Ludwig schätzte er wegen seines Erbförsters und wegen seiner theoretischen Schriften; sein Urteil über Schiller freilich konnte er ihm nicht verzeihen. Die modernen Naturalisten mochte er gar nicht. Ibsen ließ er nicht als Dichter gelten. Mit dem Drama „Unter-

gang" wollte Ott zeigen, daß er sich auf dem Gebiete der „Verelendungspoesie“ auch Lorbeeren holen könnte, wenn er wollte.

Unter den Schweizern galt ihm C. F. Meyer als ein Meister des Liedes, G. Keller als das non plus ultra der Erzählfunst. Immer und immer wieder konnte er „die Leute von Seldwyla“ zur Hand nehmen und z. B. aus „Die drei gerechten Kammacher“ vorlesen. Zu keinem der beiden freilich konnte er in ein persönliches Verhältnis kommen. Keller zieht er geradezu des Meides; weil Keller kein Drama gelinge, mißgönne er ihm die seinigen. Ott erzählte dann wohl von einem Renkontre, das er in Seelisberg mit Keller hatte. In Bezug auf die zeitgenössischen, speziell die schweizerischen Dichter war Ott's Blick überhaupt getrübt durch seine wachsende Erbitterung gegen die Kritik und die von dieser Gelobten. Er witzelte da gleich Eliquen und Intriquen und unlautere Machenschaften. Und von den lebenden schweizerischen Dichtern hatte keiner die Opferwilligkeit, Selbsteinschränkung und Geduld, Ott's Unarten um seines Genies willen zu ertragen. Es soll daraus keinem ein Vorwurf gemacht werden, so sehr es wegen der Vereinsamung Ott's und ihrer Wirkung auf seine Dichtung zu bedauern ist.

In der bildenden Kunst bewunderte Ott neben den Alten besonders Michelangelo, dessen großzügige und übergewaltige Kunst so ganz nach seinem Sinn und Wesen war, in der Malerei die Niederländer. Doch sprach er nicht oft über dieses Kunstgebiet.

Um so mehr über Musik. Die Vorliebe für sie zeigt sich ja auch in seinen Werken. In den meisten zieht er die Musik mehr oder weniger herbei. Eine seiner Lieblingsthesen war, daß in wahrhaft volkstümlichen Dramen Poesie und Musik sich die Hand reichen müßten, und wütend konnte er auf diejenigen seiner Kritiker werden, die ihm die Einmischung von Musik in seinen Dramen als Stilmengerei oder als undramatisch vorwarfen. Musik förderte ihn selbst auch bei der dramatischen Produktion. Er war ein guter Klavierspieler und spielte mit ganzer Seele und viel Temperament. Während er spielte, kam ihm allerhand in den Sinn, und dann dachte er sich unter seinen musikalischen Phantasien seine Dramen aus, mit seinem wunderbaren Gedächtnis alles festhaltend, bis er es in stiller Nacht aufzeichnete.

Besonders gern spielte er Beethoven, dann die Italiener, namentlich Verdi. Auch Wagner — Lohengrin und Tannhäuser. Doch änderte er in Bezug auf ihn mehrmals seine Meinung. Zuletzt war ihm dessen Musik zu „hysterisch“ — seine kranken Nerven konnten sie nicht mehr ertragen. Konzerte im Konzertsaal besuchte er selten; die ganze Aufmachung war ihm hier im Innersten zuwider. Aber ein gutes Orchester im Freien oder auch im Unterhaltungslokal zu hören, war ihm ein hoher Genuß.

Gern bewegte sich Ott's Unterhaltung auf dem Gebiet der Geschichte, in der, alter und neuer, er sehr bewandert war. Freilich modelte er sich die Weltgeschichte ganz nach seinem Geist und genierte sich nicht, die Dinge auf den Kopf zu stellen. Sein Herz hatte daran mehr Anteil als sein Verstand. Alle seine historischen Betrachtungen aber hatten Klasse und einen großen Zug. Die Gewaltmenschen und Feuerseelen der Geschichte zogen ihn vor allem an: Alfibiades, Hannibal, Karl der Kühne, Waldmann, Robespierre, Napoleon. Ihnen fühlte er sich verwandt, besonders dem letztgenannten, dessen tragisches Schicksal er tief, wie sein eigenes, empfand; das Tragische seines Geschicks zu zeigen, war auch seine Hauptabsicht, als er sein Drama „St. Helena“ dichtete: Napoleon, in der Ertragung seiner Leiden riesengroß über seine kleinliche und egoistische Umgebung hinauswachsend. Man konnte Ott keine größere Freude machen, als wenn man ihm eine der vielen bildlichen Darstellungen dieses seines Lieblingshelden zum Geschenke machte.

Für die dramatischen Momente in der Geschichte hatte er ein feines Gefühl. Von den Mächten der Geschichte bewunderte er besonders den Katholizismus. Die Geschlossenheit dieser Welt in der Welt, ihre Zielbewußtheit, ihre Herrschaftsgelüste, ihre Rücksichtslosigkeit in der Anwendung der Machtmittel; aber auch ihre sinnliche Pracht, sowie die feine Bildung und der künstlerische Sinn vieler ihrer führenden Geister hatten es ihm angetan. Der Protestantismus sei Barbarei und Impotenz, konnte er im Übereifer sagen. Selbstverständlich war das bei ihm rein dichterisch gefühlt; Verstand und religiöses Gefühl hatten daran so wenig Anteil als an Schiller's „Die Götter Griechenlands“. In seinen Werken wußte Ott den katholischen Kultus wirksam zu verwenden. Mit katholischen Geistlichen hatte er viel Verkehr, und in Klöstern weilte er gerne, woran freilich auch deren gute Tafel etwelchen Anteil hatte. Er scheute sich übrigens auch gar nicht, hoher und niederer katholischer Geistlichkeit die Schattenseiten ihrer Kirche vorzuhalten und über ihre Dogmen zu spotten. Mit Behagen erzählte er manche Anekdote, wie er im Rededuell sie herausforderte, um die feine Klinge, die sie führte, zu parieren.

Deutlich trat in der Unterhaltung mit Ott seine Weltanschauung zu Tage. Er philosophierte gerne, nicht in gelehrten Deduktionen, aber in kräftigen Sprüchen. Pessimismus, Skeptizismus, Egoismus und Idealismus waren bei ihm auf die seltsamste Weise verkettet. Diese Welt war ihm die denkbar schlechteste. Gott müßte, meinte er, wenn er existierte, ein Ungeheuer sein, so viel Schmerz und Elend und Jammer habe er in die Welt zusammengedrückt. Die Menschen im allgemeinen aber schienen ihm dieser Welt werthe Geschöpfe in ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit, die sich seinem scharfen Blick so oft im alltäglichen Leben zeigte und die er

schonungslos aufdeckte und geißelte. Für diese von ihm verachtete Welt hatte er keine Konzession — war es zu verwundern, daß auch sie nichts von ihm wissen wollte? Am liebsten hätte er sie mit chernem Hammer in Trümmer geschlagen, wie er sie in leidenschaftlichen Expektorationen zusammenhämmerte. Und dann hätte er die andere, reine, edle, große und mächtige Welt, deren Bild in seinem Innern strahlte, aufbauen mögen. Freilich zu jenem hätte er wohl die ungebändigte Leidenschaft, nicht aber zu diesem die Geduld gehabt.

Diese Weltanschauung war bei Ott persönlichsten Ursprungs. Sich selbst sah er von dem Schicksal ganz besonders miserabel behandelt, sah sich als einen Prometheus an Felsen angeschmiedet, in kleinliche Verhältnisse hineingestellt, von Not und Sorgen in seinem hohen Fluge gehemmt, von den erbärmlichen Eigenschaften der Menschen gequält und geschädigt — er, der in seinem Wollen und Streben so hoch über ihnen stand! Darum trat sein eigenes Ich bei ihm immer so stark in den Vordergrund, und weil er sich der Reinheit seines Strebens bewußt war, fühlte er den Egoismus seiner Betrachtung gar nicht und war empört, wenn andere fanden, er sei ein Egoist.

Ott's Gedichte sind dieser Weltanschauung entquollen. „Schlage diese farge Welt in Stücke!“ ruft er aus, „Rehricht“ nennt er die Menschen. „Bitter ist der Tranß des Lebens“, „wer frühe stirbt, kommt bald zur Freude“. Dafür trägt er in seinem Busen einer Welt Gebild, das ist sein Schild. „Das Herz im Busen, unbekümmert, hämmert sich ein Glück, das nie zertrümmert“.

„Birg im Busen dich o Seele!
Ob das grelle Licht dich quäle,
Schon versank der laute Tag;
Bei der Nachtigallen Schlag,
Auf der Träume weichem Pfühle,
Fern vom drängenden Gewühle,
Wohl dein Leid genesen mag.

In der mitternächt'gen Stille
Schläft der ungestüme Wille.
Horch! ein sel'ger Saitenton,
Einer andern Welt entflohn,
Wo die Seelen gramentbunden,
Singen von geheilten Wunden —
Freie Seele, singst du schon?“

In frühern Tagen erzählte Ott gerne aus seinem Leben, von seinem Jugendidyll im Heimatstädtchen, von seinen Studentenstreichen, aus seiner

Praxis, von seinen Wanderungen, von dem Aufenthalt in Meiringen und auf der Villa Carlotta am Comersee, von seinem Verkehr mit den Klosterleuten u. dergl. Er war ein wirksamer Anekdotenerzähler, alles dramatisch gestaltend, scharf pointierend, mit besonderem Behagen verweilend, wenn es ihm nach seiner Meinung gelungen war, die Welt zum besten zu halten oder einem schlechten Kerl eins auszuwischen. In seinen späteren, kranken Tagen versank ihm dieses sein früheres Leben ganz in dem Jammer seines gegenwärtigen Daseins.

Vom Vater hörte ich ihn nur einmal und unmutig reden. Er war Schaffhauser und Drechsler von Beruf, tat wenig und überließ die Sorge für die Familie seiner Frau. Von ihm scheint der Sohn die Neigung, andere witzig zu kritisieren und zu foppen, sowie die Vorliebe für Extraspriünge geerbt zu haben. „'s ist en Schaffhuser und hät de Rappel“ heißt es in „Karl der Bühne und die Eidgenossen“.

Von größerer Bedeutung für das geistige Erbe des Dichters war das Wesen der Mutter, von der er mit Wärme und Bewunderung sprach. Sie war eine raffige Neuenburgerin, eine geborene Tissot, von starkem und zugleich feinem Geist, leidenschaftlich im Fühlen und Wollen. Sie betrieb ein Modewarengeschäft in Locle, mit dem sie die Familie durchzubringen suchte. Ott selbst wurde in Beveh geboren, am 5. Dezember 1840.

Er verblieb nicht lang im Elternhaus. Den 4—5jährigen Buben nahm ein kinderloser Bruder des Vaters in Schaffhausen der mit fünf Buben gesegneten Mutter ab, und wie an Kindesstatt wurde der Knabe von dem Onkel und seiner Frau erzogen. Der „Major“ Ott war ein ehrenwerter Herr der alten Zeit, seelengut wie seine Frau; beide gaben dem Jungen alles, was er wollte. Das beeinflusste stark die Entwicklung seines Charakters zur Eigenwilligkeit und Selbstherrlichkeit.

So war Schaffhausen seine eigentliche Heimat geworden. Und wie liebte er die alte, alte Zeiten widerspiegelnde Stadt am Rheine! Obwohl er sich von ihren Bewohnern manchen zum Feind gemacht und fast alle von sich gescheucht hatte, war es ihm doch ein seelisches Bedürfnis, immer wieder für Tage, ja Wochen und Monate in ihr einzufahren und die alten, lieben Orte zu besuchen. Stundenlang lag er dann im Munotgraben unter den damals dort noch üppig wuchernden Hollunderbäumen oder saß unter den uralten Linden des Schützenhauses oder den großen Platanen des Rasengartens mutterseelenallein und träumte von seinem Jugendland, vergaß die „häßliche und schnöde“ Welt und lebte in der hohen und reinen Sphäre seiner Gedanken oder in der Phantasiwelt seiner dichterischen Gestalten.

Am Gymnasium in Schaffhausen besuchte Ott erst die humanistische Abteilung, später die realistische. Die Schule machte ihm wenig Beschwer, desto mehr er mit seinem unbändigen Wesen den Lehrern. Mit einer Au-

zahl begabter Kameraden führte er ein wildfröhliches Leben im Wald und auf der Heide, und auch der Kreuzgang des alten Klosters Allerheiligen und andere heimelige Winkel der Stadt waren Zeugen mancher tollen Einfälle und lustigen Jugendstreiche. Schon hier gefiel er sich in der Führerrolle.

Noch mehr tollte er sich als Student aus. In 16 Semestern verstudierte er ein kleines Vermögen. Erst wollte er Architekt, dann Chemiker werden und besuchte zu diesem Behuf die technische Schule in Stuttgart. Schließlich aber wandte er sich der Medizin zu und ging, da er die derbe, gemüthliche und witzige Art des Schwabenvolkes lieb gewonnen hatte, nach Tübingen. Da wurde denn geritten, gefochten, gewandert, geliebt und getrunken und nebenbei auch studiert. In überschäumender Phantasie und wildem Übermut jagte ein toller Streich den andern; unbestritten spielte der „Schusterle“ den Regenten in seinem Kreise, herausfordernd und rauf-lustig, aber immer witzig und den guten Kern nicht verleugnend. Da ritt er zur Reilbe in das nahe Bebingen und brach dort den Bauernburschen bei ihren Mädchen ins Gehege; zur Rache legten dann jene den bei Nacht heim-reitenden Studenten Reifsigwellen in den Weg, daß die Pferde stürzten, worauf eine solenne Reilerei entstand. Oder er reiste nach Heidelberg mit seinem Hund, band diesem die Cerevismützen der dortigen Corps an den Schwanz, durchzog so die Straßen der Stadt und focht dann die zahllosen Mensuren aus, die daraus sich ergaben. Ein kräftiger Durchzieher auf der linken Wange bezeugte noch in späten Jahren diese Taten. Trotz alledem machte er, der spielend lernte und für seinen Beruf natürliche Begabung mitbrachte, schließlich rasch das Doktorexamen in Zürich und ließ sich dann in Neuhausen am Rheinfluss als praktischer Arzt nieder (1868).

Bald war er ein vielbeschäftigter Arzt. Denn er imponierte den Leuten durch sein forsches Auftreten und seinen raschen, sicheren Blick. Er war ein vorzüglicher Diagnostiker und sah sofort, wo der Schaden saß. Wenn die Patienten reden wollten, rief er: „Schweigt! ich weiß schon, wo es Euch fehlt!“ was freilich manchen auch wieder erzürnte gegen den „groben“ Doktor, der so wenig Federlesens machte. Wie menschlich sein Herz fühlte, zeigte er namentlich als Fabrikarzt, indem er bei Unfällen und dergleichen immer, wenn möglich, zu den Arbeitern hielt. Er hatte deswegen manchen Span mit den Fabrikherren, die nicht begreifen konnten, daß er nicht ihre Partei nahm. Trotz seiner eigenen Herrschernatur war er eben nie für die Herrschenden, sondern immer für die Beherrschten, trotz seines eigenen Bedürfnisses nie für die Reichen, sondern immer für die Armen, nie für die Glücklichen, sondern stets für die Unglücklichen. Es ist das wohl der schönste Zug in seinem Charakter, und zeigt den Adel seines Wesens. „Wenn noch von etwas für die Welt zu hoffen ist“, sagte er mir bei unserem letzten Zusammensein, „so ist es vom Sozialismus!“

Am öffentlichen Leben nahm er während seines Aufenthaltes in Neuhausen regen Anteil, freilich nur in der Form oft recht persönlicher Satire, wozu ihn die damals ziemlich engen Verhältnisse seiner Vaterstadt und gewisse Strömungen und Persönlichkeiten herausforderten. Manche Zeitungsfehde wurde da ausgefochten, und Ott führte eine so scharfe Feder, wie als Student eine scharfe Klinge. Dabei machte er auch Gebrauch von seiner Dichtergabe in kecken, schlagfertigen und heißen Versen. Namentlich die damals in Schaffhausen mächtige Geistlichkeit und ihren gescheiten, viel mehr juristisch veranlagten Führer, den Pfarrer Schenkel, hatte er auf dem Strich:

„Ach Schenkel, lieber Schenkel,
Bleib' bei der Alerisei,
Auf daß nicht ohne Henkel
Der heil'ge Ökkrug sei!“

Man hielt Ott damals in seiner Vaterstadt für einen händelsüchtigen und frivolen Menschen. In der That mag manchmal der Übermut seinen Anteil an diesen Taten gehabt haben; im großen und ganzen aber war es der gesunde Haß gegen alle Kleinlichkeit und Unlauterkeit, in dem sich sein Herz aufbäumte.

Im Jahre 1869 verheiratete sich Ott. Auch diese Angelegenheit wurde in seiner raschen, impulsiven Art erledigt. Als er einst mit der Hebamme des Orts zu reden hatte, begegnete ihm beim Weggehen deren Töchterlein. „Hebamme“, sagte er das nächste Mal, „worum händ Ihr mir nid gsait, da=n-Ihr so=u-n schöni Töchter händ? Die mue mi Frau werde!“ Nun wurde er ein häufiger Gast der Wirtschaft, die der Mann der Hebamme betrieb und wo das Töchterlein die Gäste bediente, und in 6 Wochen war die Hochzeit.

Freilich außer sich selbst brachte er nichts in den neuen Hausstand mit als einen mit Fell überzogenen alten Koffer, worin sich ein Sammetflauz, ein paar rote Tuchpantoffeln, Fachtstulpen, Rapiere, ein Duzend Pfeifenköpfe mit Silhouetten und mehrere hundert Liebesbriefe befanden!

Mit der Frau aber hatte er selbst einen vollen Glückstreffer gemacht. Sie darf den herrlichsten Poetenfrauen der Literaturgeschichte zur Seite gestellt werden; man ist vor allem versucht, an Schillers „Lotte“ zu denken, nur daß Ott's Frau eine stärkere Natur ist: Groß im Schweigen, im sich Anpassen und Dulden, wenn des Dichters Feuerseele in hellen Flammen ausbrach, unermüdllich im Dienen und Helfen und aus dem Wege räumen, wenn es galt, das Gleichgewicht seiner Seele nicht zu stören oder wiederherzustellen, zugleich in ihrer natürlichen Schönheit, ihrem einfachen und gesunden Wesen eine Fülle poetischer Anregung ihm bietend und selbst voll Verständnis für seine Ideale und für seine Poesie. Er wußte aber auch

diesen Schatz zu schätzen. Immer wieder rühmte er sie, die des Ruhmes nicht begehrte, und noch höre ich den kranken und gebrochenen Mann, in eigenen Schmerzen um das Leben des damals todkranken Weibes sorgend, stöhnen: „Nur mein Anneli laß mir nicht sterben, du grausames Schicksal, nur das nicht!“ In seinen Werken hat er ihr versteckt und offen die Huldigungen seiner Liebe und seines Dankes dargebracht.

„Sätt' ich die Muse nicht und meine Frau,
Die Welt wär' grau.
Sie sind sich nah verwandt:
Gefommen beide
Aus einem sel'gen Land
Zu Trost im Leide.
Und ohne sie entsteht der Lieder keins,
Denn sie sind Eins;
Die Muse schweigt, wenn mir das Weib entflieht,
Wenn die Geliebte stirbt, so stirbt mein Lied.“

Im Maienglück seines Lebens machte das junge Paar gern und viele und weite Fußwanderungen, durchstreifte den Schwarzwald und die Schweiz, fröhliche Lieder singend, wenn es in heller Morgenfrühe durch den Wald zog, bei Freunden einkehrend oder auch das Nachtlager suchend, wo es sich gerade fand, auf offenem Feld oder in der Scheune. Da, fern von der Welt, die ihn nur störte und reizte, frei von den Sorgen des Tags, zusammen mit dem Glück seines Lebens, war er fröhlich wie ein Kind und die Liebe selbst. Im überquellenden Glücksgefühl spielte er unterwegs auch öfters Komödie mit seiner Frau. So steckte er sie einmal in Heiden in Schwarzwäldertracht und sagte den Leuten, sie sei nicht seine Frau, nahm auch separate Zimmer für sie und sich, zöckelte die anwesenden Männer, bis sich einer in sie verliebte, wartete dann hinter seiner Zimmertüre, und als der Verliebte kam und an die Türe seiner Angebeteten um Einlaß pochte, stürzte er hervor und walkte den Unglücklichen gehörig durch. Das Theaterspielen war eben von Natur in seiner Seele.

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, hielt weder die Praxis noch die Aussicht auf Familienzuwachs den jungen Arzt ab, sich dem deutschen Heere zur Verfügung zu stellen. Es war eine harte Probe für seine ungeduldige Seele, daß er nicht gleich verwendet wurde. Endlich kam er aber doch zum Lazarettendienst in Karlsruhe und in der Folge auch auf den Kriegsschauplatz. In einem Sanitätszug von Franzosen beschossen, kam er gerade noch recht nach Hause, um seiner in Kindsnöten befindlichen Frau das Leben zu retten. Von der Laufe seines Töchterchens weg mußte er dann als Militärarzt mit dem Schaffhauser Bataillon an die französische Grenze. Er erzählte nicht viel von diesen kriegerischen Erlebnissen.

Sie hatten auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht; aber seinem weichen Herzen taten die Grausamkeiten des Krieges weh, und so ließ er sich von der Erinnerung daran nicht gern seine guten Stunden trüben.

Noch einmal trieb ihn sein unruhiger Geist in Verbindung mit dem Drang, sich in seinem Berufe immer mehr zu vervollkommen, von der Familie weg: Er ging nach Paris, um weiter zu studieren, und dann nach Wien, um sich als Augen- und Ohrenspezialist auszubilden; der rastlose Mann wollte wenigstens bei Nacht seine Ruhe haben.

1876 siedelte Ott nach Luzern über, um dort eine Augenklinik zu übernehmen. Es begann nun die Zeit seiner erfolgreichsten ärztlichen Tätigkeit. Er hatte viel zu tun und verdiente auch viel Geld; aber wenn er viel verdient hatte, trieb es ihn hinaus, zu Freunden, in die Einsamkeit der Natur, zu künstlerischen Genüssen. Die Patienten überließ er während dieser Zeit seiner Frau, die er sich zur ärztlichen Gehilfin herangebildet hatte. Nach Tagen und Wochen erst kam er wieder heim und warf sich mit Feuereifer wieder auf seinen Beruf. Denn auf seiner Arbeit ruhte die Existenz seiner Familie. Und diese war bald groß geworden: Fünf gesunde, frische Buben und ein reizendes Töchterlein füllten ihm die Stube.

Er hatte große Freude an den Kindern und gab sich viel mit ihnen ab, war freilich ein merkwürdiger Pädagoge, so eine Art Tierbändiger, der mit Zuckerbrot und Peitsche seine wilde Schar zu bändigen suchte, nachdem er sie erst gehörig gereizt hatte. Es ging oft grausam wild und kriegerisch zu in der Ott'schen Familienstube, da ein Teil der Buben das leidenschaftliche Temperament des Vaters geerbt hatte.

Von 4—7 Uhr jeden Tag ging er mit dem ganzen Trüpplein spazieren; die Buben nahmen noch Kameraden mit, und dann wurden in den Wäldern von Luzern ganze Schlachten geliefert zwischen Raubrittern und Raufleuten, Indianern und Weißen, Franzosen und Deutschen. Abends nach dem Nachtessen spielte er mit den Kindern Kasperlitheater, oder er erzählte ihnen Geschichten, Märchen und Sagen aus der Volkspoesie oder selbsterfundene, in einer so reichen und schönen Art, daß seine Kinder jene Erzählstunden noch heute als Weihestunden empfinden. Auch die Kameraden durften dann und wann zum Erzählen und Theaterspielen kommen, und die Kinder saßen dann stufenweise auf dem alten Kachelofen als erste, zweite und dritte Gallerie. Bevor man zu Bett ging, mußten seine Kinder noch den Engeln Briefe schreiben über das, was sie erlebt hatten, und am andern Morgen lagen dann als Antwort „Engeliverse“, die der Vater in der Nacht gemacht hatte, auf der Bettdecke der Erwachenden. So betätigten seine Phantasie und sein dramatischer Drang sich damals schon. Dazwischen hinein verabreichte er seinen Buben solide Prügel, die sie sich verdient hatten; im stillen freilich hatte er seine heimliche Freude an ihren tollen

Streichen — das war Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist!

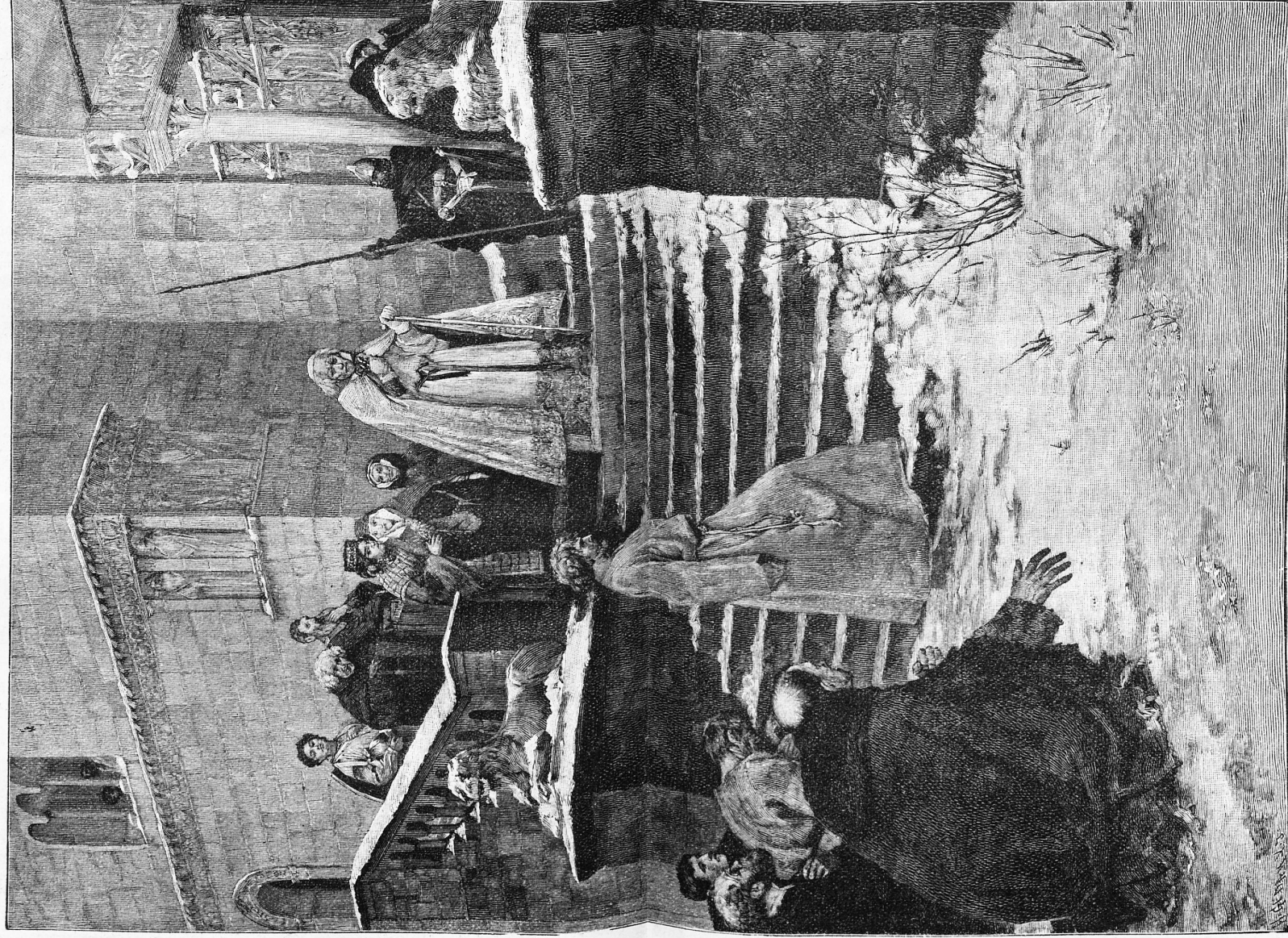
Das alles änderte sich, als der 47jährige Mann den tragischen Schritt vom Arzt zum Dichter tat. Ott hatte schon bisher manchen Vers gemacht, aber eigentlich nur im Übermut und in der Laune des Augenblicks. Sorglos überließ er die Fäden nachher ihrem Schicksal. Wohl hatte er in seiner Jugend davon geträumt, ein großer Dichter zu werden, aber im Drange des Lebens war ihm dieser Traum zerflattert. Ernste, große dichterische Aufgaben hatte er sich bis jetzt nicht gestellt. Für das Theater und das Drama hatte er zwar immer viel Interesse gezeigt, war begeistert für seinen Aschylus, seinen Shakespeare und seinen Schiller, hatte sich in München und anderswo gute Aufführungen angesehen, war auch nach Oberammergau und Bayreuth gereist, hatte im Leben selbst in dramatischen Konflikten und Effekten sich bewegt — aber nie war ihm der Gedanke gekommen, selbst ein Drama zu schaffen.

Da kamen im Jahre 1887 die „Meininger“ nach Basel, das damals allein in der deutschen Schweiz eine Bühne hatte, die groß genug für ihre Darstellungen war. Aus der ganzen Schweiz reisten die Theaterfreunde dorthin, um die Aufführungen zu sehen, die einen so tiefgreifenden Einfluß auf die gesamte deutsche Theaterwelt hatten. Auch Ott mit seiner Frau machte sich auf zu einer Vorstellung des „Julius Cäsar“. Er empfing gewaltige Eindrücke, wurde im Innersten aufgerührt, und auf der nächtlichen Heimfahrt kam ihm mit zwingender Gewalt der Gedanke: Ein Drama könntest du auch machen!

Gedacht — getan! Das war Ott's Art. Und nun begann ein anderes Leben im Doktorhause zu Luzern. Den Tag über waltete der Arzt. Abends aber mußte alles früh zu Bett, daß völlige Ruhe herrschte. Dann schloß er sich in seinem Zimmer ein, ging dort rastlos hin und her, trat endlich an den Schreibtisch und schrieb in einem Zug bis in den frühen Morgen hinein nieder „die nächtlichen Gebilde, die gehämmert hat mein Herz.“ Dann und wann ging er mit der Lampe und einem grünen Schirm über den Augen ins Familienschlafzimmer, jedem ins Gesicht leuchtend und dabei seine Verse murmelnd, den Kindern im Halbschlummer wie ein Geist aus einer andern Welt erscheinend.

So arbeitete er übermenschlich Tag und Nacht, und damals legte er den Grund zu den neurasthenischen Zuständen, die ihn relativ früh zum müden Manne machten.

Zwei große Dramen entstanden binnen Jahresfrist: „Konradin“ und „Agnes Bernauer“. Jenes, sein Erstlingswerk, ist bis heute ungedruckt und unaufgeführt. Mit Unrecht. Denn so viel ich mich erinnere — es sind mehr als 20 Jahre her, seit ich das Drama gelesen — ist es dramatisch gut



Heinrich IV. vor Canossa. Nach dem Gemälde von Otto Friedrich.

Dazu das Gedicht: Der siegende Besiegte.

aufgebaut, szenisch sehr dankbar und voll Schwung und Kraft. Den vierten Akt hat Ott später zu dem Einakter „Die Frangipani“ umgearbeitet, der — in seiner Geschlossenheit eine der besten Schöpfungen des Dichters — gedruckt und öfters mit guter Wirkung aufgeführt worden ist.

„Agnes Bernauer“ sandte Ott dem Herzog Georg von Meiningen zu. Und als dieser im nächsten Jahr auf Seelisberg weilte, wurde der Dichter zu ihm eingeladen und erhielt die Zusicherung der Aufführung. Im März 1889 wurde das Drama wirklich in Meiningen aufgeführt. Der Herzog hatte sich selbst eifrig mit der Inszenierung beschäftigt, und das Stück fand viel Beifall. Es ist seither nur noch von zwei Berufstheatern aufgeführt worden, Zürich und Schaffhausen, aber öfters über die Bretter der Dilettantenbühne gegangen. In seiner Volkstümlichkeit wird es immer Anklang finden; einem vollen und bleibenden Erfolg wird stets der Schluß entgegenstehen, dessen Schwäche der Dichter selbst gefühlt hat, wie eine, freilich auch nicht befriedigende Umarbeitung beweist.

Einer Einladung des Herzogs folgend, war Ott selbst zu der Aufführung nach Meiningen gereist. Als Gast weilte er längere Zeit im herzoglichen Schlosse. Ein Brief, den er mir von dortaus schrieb, läßt einen tiefen Blick tun in sein Glücksgefühl und seine Hoffnungsfreude: „Gestern überraschender Empfang mit Hofkutsche und Hofmarschall am Bahnhof; von Herzog und Gemahlin herzlich empfangen, bewohne zwei Prachtzimmer mit eigener Bedienung. Gestern Abend gemütlichste Unterhaltung im engen Kreis bis 1 Uhr Morgens. Der Herzog ist ein edler, wahrhaft menschenfreundlicher Herr und seine Frau ihm an Gemüt ebenbürtig. Ich erwachte heute morgen aus einem schönen Traum, und siehe, er war Wirklichkeit! Alle Märchen der Kindheit umgauckeln mich, indeß um das Schloß der Nordwind die Schneeflocken durcheinandertwirbelt, die mir wie liebliche Schmetterlinge erscheinen. Ich bin ganz gerührt, und wenn ich hier länger bleibe, so kann mein Republikanertum wankend werden. Heute erste Probe der A. — „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“ —

In der That, ein eben erst fertig gewordenes Drama eines Neulings von der damals berühmtesten Bühne Deutschlands erfolgreich aufgeführt, der Dichter selbst von dem herzoglichen Herrn dieser Bühne in Huld und Gastfreundschaft aufgenommen — das war viel des Glückes, und mächtig schien nun der Glückstern des Dichters Ott emporzusteigen. Er aber hat ihn sich selbst zertrümmert!

(Schluß folgt.)

Der siegende Besiegte.

(Zu unserm Hauptbilde.)

Der Kaiser kommt! Italien steht auf!
„flieh Gregor, flieh!“